



Facetten der Interkulturellen Öffnung 2. Nürnberger Integrationskonferenz am 28.4.2012

Oberbürgermeister Dr. Ulrich Maly

Grußwort

Guten Morgen, meine Damen und Herren!

Der schwule Schützenkönig, der Hand in Hand mit seinem Freund an der Spitze der Parade einläuft – halten wir den aus? Der türkische Faschingsprinz, vielleicht in einem Kostüm, das aussieht wie aus Tausendundeiner Nacht? Ein männliches Christkind in Nürnberg – oder eine Frau als Bundeskanzlerin? Welche dieser vier gesellschaftlichen Toleranzaufgaben wir schon bewältigt haben, wissen Sie: Wir haben eine Frau als Bundeskanzlerin, aber bei allen anderen dieser Beispiele kommt die klassische Reaktion: Ja selbstverständlich sind wir für Integration, und tolerant sind wir ohne Zweifel auch, aber das hat doch alles Grenzen! Einiges ist aber auch hier in Bewegung: Die Sache mit dem schwulen Schützenkönig habe ich nicht erfunden, das konnte man vor einiger Zeit in den Zeitungen lesen, einen Bewerber als männliches Christkind hat es auch schon gegeben, und der Weg zu einem türkischen Faschingsprinzen ist sicher auch nicht weit.

Integrationspolitik muss Standorte bestimmen, und unsere Integrationskonferenzen versuchen genau diese Standortbestimmung vorzunehmen. Wenn wir zurückschauen, dann kann man unterschiedliche Phasen der deutschen Integrations- oder Nicht-Integrationspolitik diskutieren. Da war die so genannte Gastarbeiterzeit, in der wir die Menschen eher unter Nützlichkeitsaspekten angeworben haben, immer in der irrigen Annahme: Wenn sie mit dem Arbeiten bei uns fertig sind, dann werden sie wieder nach Hause gehen. Dann gab es die Phase, in der sehr viel Zuwanderung aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion erfolgt ist. Diesen Menschen konnten wir versprechen, dass sie dauerhaft hierbleiben dürfen, weil sie deutsche Wurzeln haben. Dies hat automatisch zu der – auch nicht ganz richtigen – Annahme geführt, dass es kein interkulturelles Problem gäbe, wegen eben dieser deutschen Wurzeln. Insgesamt war das Zuwanderungsrecht bis vor einem knappen Jahrzehnt stark vom Blut, von der Abstammung geprägt.

Es gab dann –aus heutiger Sicht muss man sicher richtigerweise sagen: unsinnige – Streitigkeiten über die Frage Multi-Kulti oder Assimilation. Und es gab glücklicherweise vor etwa eineinhalb Jahrzehnten Schritte, die diese verfestigten Diskussionen gelockert haben. Das war einmal 1998 zu Beginn der rot-grünen Regierungszeit, als man amtlich festgestellt hat, Deutschland sei ein Zuwanderungsland - was im Grunde nur bedeutete, einen empirisch messbaren Zustand jetzt als Programmsatz zu fassen und zu verkünden. Es gibt seither Integrationskonferenzen, einen nationalen Integrationsplan und vieles andere mehr. Das Thema wird bearbeitet, und wir haben uns gerade auf der lokalen Ebene hineingestürzt in eine Integrationspolitik, die mittlerweile – die Begrifflichkeit ist immer gefährlich, aber ich glaube, Sie wissen, was ich meine – ein bisschen den Charakter einer fürsorglichen Belagerung annimmt: Es wird umarmt und es wird nach Ethnien getrennt und nach Problemlagen, die fein differenziert werden, therapiert, es wird pädagogisiert und Defizite werden ausgeglichen. Das ist möglicherweise eine typisch deutsche Reaktion, vielleicht aber auch natürliche Phase aller Formen von gesellschaftlicher Integration. Es beginnt mit der Anerkennung: Da war doch was, die letzten 50 Jahre kamen Millionen Menschen zu uns, dann folgt die zweite Anerkennung: Da gibt es Defizite, die unserem Gerechtigkeitsempfinden zuwiderlaufen und die müssen wir abarbeiten. Und dann tun wir's, und wir tun es mit deutscher Gründlichkeit, in allen deutschen Großstädten, relativ intensiv.

Gleichwohl haftet manchen dieser Integrationsbemühungen der Charakter der Sonderpädagogik an, wenn ich das so sagen darf: Wir kümmern uns darum, ein Defizit auszugleichen, und glauben an die Verheißung, am Ende, wenn es dann ausgeglichen ist, dann wird alles gut.

Die Standortbestimmung zur „Interkulturellen Öffnung“, die wir heute vornehmen, heißt nicht, dass wir uns abkehren können von dieser „fürsorglichen Belagerung“. Wir werden sie noch eine Zeitlang weiter

brauchen. In meiner Vorstellung einer interkulturellen Gesellschaft gehen aber mittelfristig diese „sonderpädagogischen“ Elemente zurück, werden von uns überführt in unsere klassischen Regelangebote. Es geht nämlich in der Bildungspolitik darum, dass wir allen Menschen möglichst gute Chancen eröffnen. Und wenn wir erkennen, dass unter den Menschen, die ihre Chancen nicht wahrnehmen können, besonders viele – nur beispielhaft genannt - Türken oder Italiener oder Griechen oder Russen oder Ukrainer sind, dann ist die Aufgabe, gleiche Chancen für alle herzustellen, eben künftig fester Bestandteil unserer Bildungspolitik und nicht mehr Teil einer – separat gedachten und organisierten – Integrationspolitik. Hier kann man durchaus Parallelen zur aktuellen Entwicklung um die Inklusion von behinderten Menschen im Bildungsbereich sehen.

Das heißt, gedanklich werden wir uns damit auseinandersetzen müssen, einen Teil unserer Angebote Schritt für Schritt zurückzufahren. Natürlich nicht alles: Es wird weiter der Bedarf nach einer besonderen Unterstützung bleiben, weil Integration kein Prozess ist, der je abgeschlossen ist, sondern Interkulturalität ein permanenter gesellschaftlicher Prozess ist. Aber einen Teil eben schon. Nicht heute und nicht morgen - keine Angst, diejenigen, die solche Angebote mit öffentlichem Geld gefördert machen, müssen jetzt nicht zittern. Es wird auch gewisse Übergangsbestände geben. Aber in der langen Perspektive muss es ein Gedankenbild der Inklusion oder wie wir es hier nennen, der interkulturellen Öffnung geben.

Wir haben Sonderklassen in Schulen, Sprachkurse in Kindergärten. Wir haben einen türkischen Unternehmerverband – warum eigentlich, es gibt doch eine Industrie- und Handelskammer? – einen türkischen Frauenverband, ein russisches Kulturzentrum. Wir fördern das alles, und wir fördern es zu Recht, weil sie alle natürlich Agenten und Institutionen unserer jetzigen Integrationspolitik sind. Aber wenn wir mit dieser heutigen Konferenz eine Standortbestimmung machen, dann müssen wir ein klein wenig darüber hinausschauen, und wir müssen selbstkritisch hinterfragen: Kann es sein, dass diese so verstandene fürsorgliche Integrationspolitik bewusst oder auch unwissentlich die letzten Bastionen der Deutschen vor der Diversity schützt?

Denn „wir kümmern uns ja um die“, und dieses Kümmern findet in abgeschlossenen Einheiten statt, in Förderbereichen und –einrichtungen. Wir erkennen auch hier wieder gewisse Analogien zur bisherigen Praxis der Förderung von behinderten Menschen: Auch hier haben wir ja diese Strategie der fürsorglichen Belagerung, die aber auch gesehen werden könnte als Abwehr der gesellschaftlichen Regelsysteme gegenüber allzu viel Durchdringung mit behinderten Menschen. Man hat traditionell Sondereinrichtungen gerne in historischen Burgen, ein bisschen weiter weg von den Großstädten untergebracht, damit man sie nicht sieht, und das ist - nicht zynisch gemeint, sondern ganz nüchtern betrachtet – immer noch ein Wesensmerkmal unserer Politik in diesem Bereich.

Wir müssen aufpassen, dass man bei der interkulturellen Politik nicht ähnliche Fehler macht.

Es könnte nämlich sein, dass wir uns interkulturelle Barrierefreiheit im Moment an vielen Stellen doch wieder nur unter Assimilationsgesichtspunkten vorstellen können. Der türkische Faschingsprinz mit dem Kostüm aus 1001er Nacht, der Kommandant der freiwilligen Feuerwehr, der Muslim ist – in Ordnung, „aber beim Sommerfest oder zum Fasching gab es schon immer nur Schweinswürste.“ Ist es möglich, sich zu ändern und hier die Öffnung wirklich ernst zu nehmen? Oder schützen wir nicht nur die letzten Bastionen des Unter-Uns-Seins – ich pointiere hier ganz bewusst - , indem wir unser schlechtes Gewissen beruhigen, das wir hätten, das wir haben müssten, wenn wir uns dem Problem der interkulturellen Öffnung wirklich stellen würden, indem wir sagen: Aber wir kümmern uns doch! Schaut mal, wie viele Sprachkurse, wie viele Mama-lernt-Deutsch-Stunden und vieles andere mehr es gibt.

Das ist die Herausforderung, der wir uns kritisch stellen müssen. Wir müssen vom Zustand der „fürsorglichen Belagerung“ in der Integrationspolitik zu dem kommen, was Mark Terkessidis als „interkulturelle Alphabetisierung aller“ bezeichnet. Das ist ein sehr schönes Bild, finde ich: Interkulturelle Alphabetisierung aller heißt, und das ist ja auch das Grundprinzip des klassischen Diversity-Ansatzes, dass sich alle verändern müssen. Wenn wir das wirklich leben wollen, müssen wir etwa unsere Regeldienste öffnen (die ersten, die das getan haben, waren die sozialen und die kulturellen Dienste), und zwar in allen gesellschaftlichen Bereichen. Weil es einfach einen Unterschied ausmacht, wenn man mit Menschen zusammenarbeitet, die einen anderen kulturellen Hintergrund haben, als wenn es nur die immer gleichen Deutschen und Nürnberger und ähnliche sind. Nötig ist eine interkulturelle Alphabetisierung, in der alle eine



neue Sprache lernen. Dieses Bild löst zunächst Widerstand aus. Aber wenn man es ein bisschen durchdenkt und eigene Erfahrungen reflektiert, ist es sicherlich zielführend.

Die Basis dafür ist, das habe ich schon oft gesagt, deshalb hier nur als Stichwort genannt, dass es gemeinsame Identifikationsklammern gibt. Das ist sicher nicht die Frage „sind wir alle Deutsche“, darüber haben wir sehr lange diskutiert, sondern da bietet sich in Nürnberg als Klammer das städtische Umfeld, der Sozialraum, der Stadtteil an, den wir ja auch versuchen in den Dienst einer interkulturellen Öffnung und einer Integrationspolitik zu stellen.

Der Weg zur interkulturellen Öffnung kann nicht nur einer sein. Da wird es weiterhin die klassische Förderung brauchen. Beispielsweise – das städtische Personalamt ist heute hier vertreten – schreiben wir unsere städtischen Ausbildungsplätze aus. Wir sind dabei der Bestenauslese verpflichtet (das wollen wir gerne auch sein) und stellen dann fest, dass aus den Schulen zu wenige Bewerberinnen und Bewerber mit Migrationshintergrund herauskommen, sodass die Bestenauslese bei uns automatisch überdurchschnittlich zu Menschen mit deutschem Hintergrund führt. Das heißt, wir müssen schon die Schülerinnen und Schüler mit klassischen Instrumenten der Integrationspolitik so fördern, dass die Chancengleichheit im Bildungswesen in diesen Bereichen gegeben ist und somit auch die Voraussetzungen für die interkulturelle Öffnung der Stadtverwaltung und anderer Arbeitgeber gegeben sind.

Wir brauchen an manchen Stellen möglicherweise das, was man positive Diskriminierung nennt. Wir brauchen auch gezielte Werbung um die interkulturelle Öffnung. Dem Hotel- und Gaststättenverband in unserer Stadt gehören beispielsweise fast nur von Deutschen geführte Betriebe an. Aber gehen wir doch gemeinsam durch die Stadt und zählen die Italiener, die Griechen und die Chinesen. Ist das ein Hotel- und Gaststättenverband, wenn er die Hälfte der Wirtsleute nicht vertreten kann – für wen spricht er denn, wenn er spricht? Also ganz simpel: gezielte Werbung. Die Industrie- und Handelskammer, die Freiwilligen Feuerwehren, Branchenverbände wie der Hotel- und Gaststättenverband dürfen nicht darauf warten, dass der Chinese kommt und mitarbeiten will, sondern sie müssen aktiv auf ihn zugehen. Nur so werden dort, wo die Interessen einer Branche vertreten werden, diese Interessen auch realistisch wahrgenommen und repräsentiert.

Und wir brauchen ohne Zweifel manchmal auch die Quote. Dort wo's geht und wo es sinnvoll ist, ist die Quote das richtige Instrument.

Der Weg zur Interkulturellen Kompetenz ist keiner, der ausschließlich im Sinne eines zusätzlichen pädagogisch-soziologischen Instrumentariums erlernbar ist. Das ist, glaube ich, noch wichtig zu erwähnen, damit man nicht zu sehr in diese Richtung unterwegs sind. Ich glaube nicht, dass sich interkulturelle Öffnung, interkulturelle Alphabetisierung von heute auf morgen einstudieren lässt in Theorieseminaren, sondern das ist eine Haltung, eine Einstellung, die sich aus der Reflexion entwickeln und im Alltag zum Ausdruck kommen muss. Gerade wenn Sie sich die Institutionen vorstellen, die ich eben genannt habe, dann geht es sehr viel mehr um Haltungen und Einstellungen als um das Erlernen eines Handwerkszeugs. Es geht, wenn es um die Einstellungen geht, um die Einlösung des Gerechtigkeitspostulats, um die Anerkennung von Verschiedenheit – diversity eben - und letztendlich natürlich auch um die Veränderung von Strukturen und Organisationen dort, wo die Strukturen und Organisationen so gestrickt sind, dass sie der interkulturellen Öffnung im Weg stehen.

Das ist dann der Weg von der Integration zur Inklusion (um noch ein letztes Mal die Begriffe aus dem Behindertenbereich zu verwenden), das ist der Weg der interkulturellen Alphabetisierung. Wir werden Schwerpunkte verschieben, wir werden manches, was wir heute in der Integrationspolitik sehr intensiv betreiben, zurückfahren, und werden stärker auf das, was wir am heutigen Tag diskutieren, die interkulturelle Öffnung und Alphabetisierung, achten müssen.

Dann wird am Ende manches von dem, was ich eingangs erwähnt habe, möglich werden. Auf jeden Fall der türkische Faschingsprinz. Das männliche Christkind nicht!

Ich wünsche Ihnen allen einen wunderbaren Tag. Vielen Dank.